

„Schulter an Schulter miteinander“

Festrede von Sabena Donath

10.05.2026

“Die Gerechten aller Völker haben Anteil an der kommenden Welt.“: Diese talmudische Formulierung ist schlicht, klar und zugleich weitreichend. Nicht die Exklusivität steht im Mittelpunkt, sondern eine gemeinsame moralische Verantwortung der Menschen für die Welt. Entscheidend ist demnach nicht, welchem Volk oder welcher Religion man angehört, sondern wie man handelt. Nach der Schoah wurde diese talmudische Formulierung vor allem in Israel zur Ehrung für diejenigen Menschen genutzt, die Jüdinnen und Juden gerettet und sich gegen den antisemitischen Mob gestellt haben. Es ist auch ein Satz, der sich gerade für das Verhältnis von Judentum und Christentum als Ausgangspunkt eignet, weil er weder vereinnahmt noch abgrenzt, sondern verbindet, ohne Unterschiede zu verwischen.

Die heutige Veranstaltung steht unter dem Motto: “Schulter an Schulter miteinander“. Dahinter verbirgt sich kein bloßer Appell an Harmonie, sondern eine verbindende Haltung: „Schulter an Schulter“ bedeutet gemeinsam zu handeln, sich solidarisch zu zeigen – unabhängig von Differenzen. Es bedeutet, trotz existierender Unterschiede, sich nicht voneinander abzuwenden und sich nicht aus den Augen zu verlieren. Eine Haltung, die in der Geschichte jüdisch-christlicher Beziehungen nicht immer selbstverständlich war.

Das Christentum ist aus dem Judentum hervorgegangen. Doch diese Verflechtung führte keineswegs immer zu Dankbarkeit oder einem Bewusstsein für die eigenen Wurzeln. Die ersten christlichen Anhängerinnen und Anhänger, die in der Mehrheit noch jüdisch waren, wollten sich abgrenzen und suchten nach Rechtfertigung für ihren eigenen Weg. Was zunächst als Selbstvergewisserung und Legitimation des jungen Christentums diente, sollte zugleich zum Ursprung einer antijüdischen Tradition werden, die bis hin zur systematischen Vernichtung reicht. Das Judentum wurde zum Gegenbild, zur Folie, auf die alles projiziert wurde, wovon sich das Christentum abzugrenzen suchte. Diese Abgrenzung blieb nicht auf religiöse Fragen beschränkt. Vielmehr wurde sie zu einer Antipathie, die sich über Jahrhunderte hinweg in theologischer Lehre, kirchlichen Predigten und in der christlichen Mehrheitsgesellschaft niederschlug und in Teilen bis heute fortwirkt.

Der christliche Antijudaismus war über Generationen fester Bestandteil der europäischen Kirchen und prägte dadurch auch die Kulturgeschichte Europas maßgeblich mit. Jüdinnen und Juden wurden als "G'ttesmörder" dargestellt, galten als Brunnenvergifter oder Ritualmörder, die Mazzot aus dem Blut christlicher Kinder backen würden. Solche Darstellungen und antisemitischen Mythen blieben nicht folgenlos: Sie prägten das Denken der Bevölkerung und legitimierten Diskriminierung und Gewalt, die nicht selten in Pogromen ihren Ausdruck fand. Auch waren rechtliche Benachteiligung und Vertreibungen keine Ausnahmen, sondern gehörten über fast zweitausend Jahre hinweg zum Normalzustand. Wenn ich mir die ein oder andere "Judensau" an deutschen Kirchen, die antisemitischen Judasfeuer zu Ostern oder unkommentierte Versionen der Johannespassion anschau, dann bestärkt mich das umso mehr, die Verbindungslinien bis hin zur Gegenwart zu ziehen.

Mit Blick auf den modernen Antisemitismus, wie er im 19. und 20. Jahrhundert entstand und schließlich in der Schoah, dem industriellen Massenmord an sechs Millionen Jüdinnen und Juden, seinen vorläufigen Höhepunkt fand, lässt sich feststellen, dass dieser seinen Ursprung im christlichen Antijudaismus hatte. Der Antisemitismus der Nationalsozialisten griff problemlos auf bereits bestehende antijüdische Feindbilder zurück. Die tiefverwurzelte antijüdische Tradition des Christentums hat dazu beigetragen, ein Klima zu schaffen, indem solche Verbrechen wie die Schoah möglich wurden. Wie anschlussfähig antijüdische Bilder auch heute sind, sehen wir unter anderem im israelbezogenen Antisemitismus. Auch dort wird auf altbekannte Narrative zurückgegriffen, um den jüdischen Staat zu dämonisieren.

Zurück zur Position „Schulter an Schulter“: Nach 1945 sollte sich Deutschland spürbar verändern. Doch die Erzählung einer vermeintlichen „Stunde null“ führt in die Irre, denn die Vergangenheit wirkt fort. Gleichzeitig wurden neue Wege gesucht, wie Unterstützung und Austausch in der postnazistischen Gesellschaft aussehen könnte. Die Gründung der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Berlin am 24. November 1949 ist in diesem Kontext zu verorten. Sie war und ist des Willens, die richtigen Lehren aus dem Versprechen "Nie Wieder!" zu ziehen. Ihre Arbeit – genauso wie das Zweite Vatikanische Konzil und viele Erklärungen der evangelischen Kirche – zeigt, wie die jüdisch-christliche Geschichte inzwischen auch weitergeschrieben werden kann. Blickt man heute allein auf die

Kirchenleitung, dann sieht man, wie weit man gekommen ist. Doch nicht jede begrüßenswerte Erklärung bleibt unumstritten: Wie Christian Staffa, der erste Antisemitismusbeauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland, betonte, ist diese Haltung noch nicht vollständig an die Basis durchgedrungen.

Umso wichtiger ist Ihre Arbeit, die dringender gebraucht wird als je zuvor. Ich bin offen und ehrlich zu Ihnen, denn die letzten zweieinhalb Jahre nach dem 7. Oktober 2023 haben die Welt für die jüdische Gemeinschaft in ein „Davor“ und „Danach“ geteilt. Ein „Danach“, in dem sich viele Menschen abgewandt oder opportunistisch dem nächsten Trend auf Social Media angeschlossen haben und viele politische Gruppen oder interreligiöse Bündnisse auseinandergegangen sind. In einer Zeit, in der der Antisemitismus von Kontinuität zur schwer erträglichen Normalität geworden ist, tut es gut, Sie als Gegenbeispiel zu wissen.

Denn aktuell gibt es nichts zu beschönigen. Nur wenige Wochen zuvor zeigte der Antisemitismus, wofür es ihm im Kern geht: tote Jüdinnen und Juden. Die antisemitischen Todesdrohungen, die Ende April an Hauswänden im Prenzlauer Berg geschmiert wurden, sind sein ehrliches Gesicht. Keine Maskerade aus Chiffren, Codes oder vermeintlicher Kritik. Er tritt heute zunehmend ungehemmt und offen zutage. Lange Zeit waren Chiffren und Umwegkommunikation üblich. Mittlerweile heißt es jedoch nicht mehr „Zionist“ oder „Zio“, sondern es wird ganz offen gegen Jüdinnen und Juden gehetzt. Dabei zeigt sich der Antisemitismus in unterschiedlichen Formen und kommt aus verschiedenen Richtungen: Er kann von einer rechtsextremen Partei vom Redepult in den Plenarsälen kommen oder von linken Studierenden auf einer Demonstration, durch die Glorifizierungen des 7. Oktobers und islamistischer Terrororganisationen oder in Gestalt einer Predigt im theologischen Gewand.

Sich gegen jeden Antisemitismus zu stellen, heißt, ihm auch in den eigenen Reihen entgegenzutreten. Es gilt, Antisemitismus immer und überall zu bekämpfen; es reicht nicht, sich auf Gedenktage zu beschränken oder historische Verantwortung nur abstrakt zu betonen. Selbst dann, wenn man mit den Personen normalerweise „Schulter an Schulter“ steht.

Der Ort, an dem wir uns gerade befinden, zeigt deutlich, wie "Schulter an Schulter miteinander" aussehen kann. Leider ging auch hier wieder islamistischer Terrorismus voraus. Der Anschlag des sogenannten "Islamischen Staates" am 16. Dezember 2016 zieht sich wie ein Riss, wie draußen symbolisch auf dem Boden dargestellt, durch die offene Berliner Gesellschaft. Der Islamist ermordete an diesem Tag zwölf Menschen und ein Opfer verstarb später an den Folgen. Dieser Angriff richtete sich nicht gegen eine einzelne Religion. Er traf Menschen unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlicher Überzeugungen wie beispielsweise auch die jüdische Israelin Dalia Elyakim. Und doch war er auch ein Angriff auf das, was wir heute vertreten: das Zusammenleben in einer multikulturellen und postmigrantischen Gesellschaft, das selbstbewusste Ausleben unserer Identität und die Entstehung einer Gesellschaft, in der wir uns ohne Angst uns voneinander unterscheiden können. Wenn wir diese Forderung nach einer angstfreien Gesellschaft für alle ernst nehmen, dann wird "Schulter an Schulter miteinander" nicht nur ein Veranstaltungstitel, sondern ein konkreter Handlungsauftrag. Die Realität zeigt nämlich, dass das "Miteinander" in unserer Gesellschaft keine Selbstverständlichkeit ist, sondern aktiv erarbeitet und verteidigt werden muss.

Dafür braucht es die breite Bereitschaft, Differenzen auszuhalten, ohne sich voneinander abzuwenden. Eine pluralistische Gesellschaft wird keine einheitliche Perspektive hervorbringen, sondern unterschiedliche Sichtweisen enthalten, die nebeneinanderstehen können. Hierbei darf es jedoch nicht dazu kommen, dass man sich gegenseitig die Legitimität abspricht oder rote Linien überschritten werden. „Schulter an Schulter“ bedeutet in diesem Sinne die Möglichkeit unterschiedlicher Positionen als Bestandteil eines allgemeinen Demokratieverständnisses. Jedoch gelten auch hierbei für alle bestimmte Grenzen, die nicht verhandelbar sind.

Diese Grenzen sind nicht verhandelbar. Dachte ich. Doch wir sehen seit Jahren, wie versucht wird, diese Grenzen zu verwischen, bis sie nicht mehr vorhanden sind: die Ablehnung von Gewalt, die Anerkennung der Würde jedes Menschen und die klare Zurückweisung von Antisemitismus in all seinen Erscheinungsformen. Wer diese Grundlagen in Frage stellt, sollte eigentlich außerhalb unserer Gemeinschaft stehen. Dachte ich.

Gleichzeitig braucht es für ein demokratisches Miteinander in unserer Gesellschaft Verlässlichkeit im Alltag. Solidarität darf nicht situativ oder selektiv bleiben. Sie muss sich auch jenseits von Gedenktagen wie dem 27. Januar oder dem 9. November oder der öffentlichen Empörung nach dem nächsten antisemitischen Vorfall zeigen: im empathischen Verhalten, in Sprache oder in Reaktionen auf Vorfälle. Es geht darum, ob endlich die vielbeschworene Zivilcourage auch für Jüdinnen und Juden gilt, ob eingegriffen wird, wenn antisemitische Aussagen fallen, ob widersprochen wird, wenn sich Stereotype reproduzieren, oder ob weiterhin geschwiegen wird.

Ein weiterer Punkt ist die Rolle von Institutionen und Initiativen wie der Ihren. Sie schaffen durch ihre Veranstaltungen in ganz Deutschland Räume, in denen dieses „Schulter an Schulter“ überhaupt trainiert und inhaltlicher Austausch möglich wird, ohne dass Differenzen sofort eskalieren. Diese Arbeit ist keine Ergänzung, sondern eine Voraussetzung dafür, dass gesellschaftlicher Zusammenhalt funktioniert.

Mit der baldigen Eröffnung der Jüdischen Akademie des Zentralrats der Juden in Deutschland entsteht in Frankfurt am Main ein Ort des Austauschs und der kritischen Reflexion, indem Bildung, Vermittlung und Aushandlung eben solcher universellen Fragestellungen im Vordergrund stehen. Und ich lade Sie alle herzlich dazu ein Teil davon zu sein.

Zugleich müssen wir anerkennen, dass sich die Bedingungen unseres gemeinschaftlichen Zusammenlebens verändert haben. Der große Teil der politisch-medialen Debatten findet in den sozialen Medien statt. Dort entstehen Plattformdynamiken, die polarisierende Zuspitzung belohnen, populistische Aussagen verstärken und Differenzierung erschweren. Auch hier zeigt sich, ob wir bereit sind, Verantwortung zu übernehmen oder ob wir uns von diesen digitalen Mechanismen weitertreiben lassen.

„Schulter an Schulter miteinander“ heißt unter diesen innergesellschaftlichen Bedingungen auch, sich nicht an einer weiteren Polarisierung zu beteiligen, sondern bewusst dagegen zu arbeiten. Es bedeutet, kritische Widersprüche zu diesen Entwicklungen zu formulieren, ohne dabei selbst Teil einer immer stärker werdenden Eskalation zu werden. Und es bedeutet, sich nicht aus der gemeinsamen Verantwortung für unsere Gesellschaft zurückzuziehen, nur weil

die Auseinandersetzung komplex oder eventuell hart ist. Am Ende bleibt festzuhalten: Dieses Miteinander ist kein Zustand, den wir bereits erreicht haben. Es ist ein kontinuierlicher Prozess. Einer, der uns Entscheidungen abverlangt, im Kleinen wie im Großen. Entscheidungen darüber, wo man steht und ob man stehen bleibt, auch wenn es schwierig wird.

Genau darin liegt der Kern dieses Nachmittags. "Schulter an Schulter miteinander" beschreibt keine Harmonie, sondern eine Haltung. Eine Haltung, die sich gerade in angespannten Zeiten bewähren muss. Und die darüber entscheidet, ob unsere Gesellschaft ihrem eigenen Anspruch gerecht wird.

Vielen Dank!